

DER SEESTURM BEIM ECHTEN UND BEIM UNECHTEN JUVENCUS*

Das Christentum wurde dreihundert Jahre alt, ehe es einen Dichter hervorbrachte, der es mit der hohen Poesie der Antike aufnehmen konnte und wollte. Die Mittel der Kunstprosa hatte die Kirche frühzeitig in ihren Dienst stellen müssen, um die neue Religion zu verteidigen und zu erklären, aber die Poesie des Christentums nahm ihren rechten Anfang erst in konstantinischer Zeit, darin der bildenden Kunst vergleichbar. Erst nachdem Konstantin der Kirche den Frieden geschenkt hatte, ergaben sich ihr Möglichkeit und Notwendigkeit, die geistige Eroberung der Gesamtkultur in Angriff zu nehmen. In dieser Zeit schrieb Juvenecus, und er anerkennt ausdrücklich den konstantinischen Frieden als Voraussetzung seiner Arbeit. Er legte ihr den wertvollsten Stoff zugrunde, den das Christentum besaß: das Evangelium, vor allem das Evangelium nach Matthaeus, und suchte seinen Gegenstand zu schmücken, indem er für ihn die kostbarste Fassung wählte, die seine Kultur bereit hielt: den heroischen Vers und seine Kunstsprache, die Vergil ausgebildet hatte. Die Kühnheit des Unternehmens klingt noch bei Hieronymus an, wenn er sagt, Juvenecus habe sich nicht geschaut, die Erhabenheit des Evangeliums unter die Gesetze des Metrum zu bringen (epist. 70,5: ... *nec pertimuit evangelii maiestatem sub metri leges mittere*). Aber sein Werk hatte Erfolg. Die großen Dichter, die am Ende des Jahrhunderts der christlichen Dichtung ihren vollen Schwung geben: Prudentius und Paulinus, kennen ihn und lassen seine Formulierungen nachtönen, und in der Folgezeit, ja das ganze Mittelalter hindurch, bleibt er beliebt. Zeugnis davon legt die handschriftliche Überlieferung ab. Sie ist reich und alt. Die älteste Handschrift ist ein Codex in der Universitätsbibliothek Cambridge, der dem Corpus Christi College gehört (Nr. 304). Er stammt aus vorkarolingischer Zeit, aus dem ersten Viertel des achten Jahrhunderts, und wird in den Ausgaben unter dem Siglum C geführt. Das beigefügte Photo zeigt seine schöne Unzialschrift¹. Die Verse sind nicht durch Zeilen abgetrennt, aber durch Spatium, Interpunktion und verstärkte Initiale geschie-

* Die folgenden Seiten bieten den erweiterten Teil einer „Josef-Martin-Vorlesung“, gehalten am 13. Januar 2001 auf Einladung des Instituts für Klassische Philologie der Universität Würzburg. Einige Arbeiten werden abgekürzt zitiert: Christian Gnllka, *Prudentiana I. Critica*, München/Leipzig 2000; Nils Hansson, *Textkritisches zu Juvenecus*, Lund 1950; Günther Jachmann, *Ausgewählte Schriften*, Königstein/Ts. 1981 = *Beiträge zur Klassischen Philologie* 128; Christine Ratkowitsch, *Vergils Seesturm bei Iuvenecus und Sedulius*, in: *JbAC* 29, 1986, 40–58.

¹ CCC MS 304, fol. 37^v – Published with kind permission of the Master and Fellows of Corpus Christi College, Cambridge. S. die Abbildung auf S. 215.

den. Der Text in C fällt durch einen merkwürdigen Befund auf: durch die Existenz überzähliger Verse, der sog. „Plusverse“. Der Ausdruck trifft freilich schlecht, weil diese Verse in der Mehrzahl der Fälle gar nicht Zusätze bilden, sondern alternative Versionen, Dubletten also. Auch andere Handschriften führen solche „Plusverse“, wenn auch in geringerem Maße als C. Der Befund hat natürlich den Herausgebern des Juvenecus seit jeher zu denken gegeben. Grundlage jeder Beschäftigung mit dem Juvenecustext bildet heute die Untersuchung von Nils Hansson, *Textkritisches zu Juvenecus*, Lund 1950, eine Dissertation, die bei Bertil Axelson angefertigt wurde. Leider urteilt Hansson gerade in Sachen der „Plusverse“ sehr unglücklich. Er nimmt zwar unechte Verse an, hält aber andere, und zwar offenbar die Mehrzahl, für echt, wobei er noch unter den Dubletten die vermeintlich frühere und spätere Fassung des Dichters zu scheiden sucht, so daß sich mit dem Echtheitsproblem jeweils auch ein Prioritätsproblem verbindet. Er macht sich damit den Standpunkt des Editors Johannes Huemer zu eigen, der den Juvenecus im *Corpus Vindobonense* herausgab (1891). Aber die Haltlosigkeit dieser Position hatte schon Karl Marold erkannt, der einige Jahre zuvor die Teubneriana des Juvenecus vorlegte (1886). Marold hielt die „Plusverse“ samt und sonders für interpoliert – und zwar vollkommen zu Recht, wie ich glaube. Die erneute Behandlung der Zusätze und der Dubletten im Juvenecustext lohnt sich durchaus. Hanssons oft schwankende Haltung in der Hauptfrage, d.h. in der Entscheidung zwischen Echt und Unecht, hat auch in der neueren Literatur bei Beurteilung gewisser Fälle Unsicherheit ausgelöst. Außerdem liefern die „Plusverse“ wahre Schulbeispiele des Interpolationswesens: der Typen und Motive antiker Textdiaskeuase. Trotzdem wäre die Beschäftigung mit diesem Problem vielleicht nur für den Spezialisten von Interesse, lieferte sie uns nicht zugleich schlagende Beweise für die Richtigkeit einer weitreichenden Theorie antiker Textgeschichte, die heute zu Unrecht in den Hintergrund gedrängt ist. Das Wort „Theorie“ gebrauche ich in diesem Zusammenhang nicht in dem abgeblaßten Sinne, den es heute vielfach angenommen hat, sondern in der ursprünglichen Bedeutung, die es im Griechischen besitzt. Ich verstehe darunter eine *Schau* antiker Textgeschichte, die sich aus der Synopse vieler Tatbestände ergibt. Diese *θεωρία* ist besonders mit dem Namen Günther Jachmanns verknüpft. Jachmann hat sie nicht erfunden – er hat Vorgänger in der Philologie des 19. Jahrhunderts –, aber er hat sie voll entwickelt. Nach Jachmanns Theorie läßt sich die antike Textgeschichte, d.h. das Schicksal unserer Texte vor dem Einsetzen der handschriftlichen Überlieferung, ungefähr in drei Phasen einteilen. Auf die Erstpublikation folgt recht bald eine Zeit der Verwilderung des Originals durch willkürliche Eingriffe fremder Hand. Ihr wird dadurch zunächst Einhalt geboten, daß die antike Philologie das Werk in ihre Obhut nimmt und eine kritische Ausgabe erstellt – oder auch mehrere. Zwar waren die Mittel der antiken Philologie begrenzt, und einen reinen Text herzustellen, war schon sie nicht mehr in der Lage. Auch bedeutete die Existenz einer Gelehrtenausgabe durchaus nicht das Ende interpolatorischer Arbeit am Text; sie hat man sich vielmehr als anhaltende, bis in die Spätantike fortdauernde vorzustellen. Aber die

ITINER MELIUS COMITABERE NOSTRUM.
 ET SINE DEFUNCTIS DEFUNCTOS
 CONDERE TERRAE † CONSCENDUNT
 NAUEM VENTORUM INFLATA TUMES-
 CUNT, VELA SUO FLUCTUQUE VIOLATA
 STRIDENTE CARINA, POSTQUAM
 ALTIUS TENUIT PUPPIS CONSURGIT
 IN PRAS, PONTUS ETIAM MISSIS HINC
 INDE TUMESCERE VENTIS, VENTORUM
 RABIES VENTIS HINC INDE PROCELLIS,
 INSTANT COEPIT ET AD CAELUM
 RABIDOS SUBTOLLERE MONTES,
 PONTUS ET ABRUPTOS TOLLIT
 TRANSSIDERA MONTIS, ET NUNC
 MOLE FERIT PUPPIS NUNCTURBI
 NE PRORAM, IN LISOSQUE SUPER
 LATERUM TABULATA RECEPANT.
 FLUCTUS DISIECTOQUE APERITUR
 TERRA PROFUNDO † INTEREA
 IN PUPPI SOMNUM CAREBAT IHS,

p. 101
 u. 101

h. 101
 u.

Ausgaben bildeten doch einen wichtigen Faktor in der Überlieferungsgeschichte. Ihre Gestalt beruht auf einem konservativen Prinzip. Das umlaufende Textgut, auch verdächtiges, wird gesammelt und in der Ausgabe vereint. Zeichen am Rande des Texts geben das kritische und das ästhetische Urteil des Herausgebers an. Solche Anlage der wissenschaftlichen ἔκδοσις, von den Alexandrinern entwickelt und von Philologen wie M. Valerius Probus für lateinische Autoren genutzt, birgt aber in sich die Ursache weiteren Verfalls. Im Zuge der massenhaften Kopie der geschätzten Editionen wurde die kritische Randsemeiose ungenau, falsch oder gar nicht beachtet, ja geriet bald ganz in Vergessenheit, so daß Echtes und Unechtes ohne äußere Kennzeichnung zusammenblieb und unerkant und ungeschieden in den Strom der mittelalterlichen Überlieferung eintauchte. Derart ist der Zustand unserer Texte, und zwar gerade der Hauptwerke der antiken Literatur: wir befinden uns angesichts der überlieferten Texte sozusagen mitten unter den Trümmern der antiken Ausgaben (Jachmann, *Ausgew. Schriften* 380–97).

In den letzten Jahren ist die Echtheitskritik gerade auf dem Felde der lateinischen Poesie kräftig aufgelebt. Aber das Kernstück Jachmannscher Theorie, Existenz und Wirkung der antiken Ausgaben, spielt in der neueren „Interpolationsforschung“ kaum noch eine Rolle², obschon sie auf eigene Hypothesen durchaus nicht verzichtet (vgl. *Prudentiana* I 460. 663 f. 682). Meinerseits habe ich immer an Jachmanns Theorie festgehalten, weil seine Vision die Verhältnisse, wie ich sie bei Prudentius antraf, wirklich e r k l ä r t. Daß freilich gerade die Überlieferung spätantiker Autoren auf Jachmanns Spuren führt, ist nicht zufällig. Jachmann nannte selbst den Grund dafür (*Ausgew. Schriften* 391): „Bei manchen Spätwerken ist es ... zu einer Unifizierung der Überlieferung nicht mehr gekommen ...“, weil „die an- und ausgleichende Tendenz, welche an sich jeder Überlieferung innewohnt, nicht die zeitliche Möglichkeit gefunden hat, sich voll auszuwirken“. Daher enthalten die Handschriften später Autoren sichtbare Spuren der antiken Arbeit an den Texten, die woanders längst verweht sind. Auf Juvencus ist Jachmann nie zu sprechen gekommen, und die Juvencuskenner haben nie an Jachmann gedacht. Und doch ist der Juvencustext, wie gesagt, ein Kronzeuge seiner Theorie. Den Beispielen, die ich andernorts besprach (*Prudentiana* I 178–86; *WS* 114, 2001, 501–17), füge ich hier ein weiteres hinzu: ein besonders beweiskräftiges, wie ich glaube.

² Als Fortschritt verbucht von Richard J. Tarrant: “Jachmann and his students were quite free in postulating the existence of editions constituted on Alexandrian principles ...; recent scholarship has been properly skeptical toward this hypothesis ...” etc. (*The Reader as Author. Collaborative Interpolation in Latin Poetry*, in: John N. Grant [Hrsg.], *Editing Greek and Latin Texts*, New York 1989, 121–62, hier 156 f.).

Mt. 8,23 f. VL:

(23) Et ascendente eo in navicula, secuti sunt eum discipuli eius. (24) Et ecce motus magnus factus est in mare, ita ut navicula operiretur fluctibus, ipse vero dormiebat.

Mc. 4,36–38 VL:

(36) Et dimiserunt turbam et acceperunt eum, ita ut erat in navicula. Et multae naves simul erant cum eo. (37) Et facta est procella magna venti et fluctus mittebat in naviculam, ita ut impleretur navis. (38) Et erat ipse in puppe, supra pulvinum dormiens ... eqs.

Lc. 8,22 f. VL:

(22) ... et levaverunt. (23) Navigantibus autem illis obdormiit et descendit procella venti et implebatur a fluctibus navicula et periclitabantur.

Juvencus II 25–33 (C):

- 25 conscendunt navem ventoque inflata tumescunt
 vela suo fluctuque volat stridente carina.
 27 postquam altum tenuit puppis *consurgit* in iras
 28a pontus et immissis hinc inde tumescere ventis
 28b *ventorum rabies mixtis hinc inde procellis*
 29a *instat coepit* et ad caelum rabidos subtollere montes
 29b *pontus et abruptos tollit trans sidera montis*
 30 et nunc mole ferit puppim nunc turbine proram
 inlisosque super laterum tabulata receptant
 fluctus disiectoque aperitur terra profundo.
 interea in puppi somnum carpebat Iesus.

Die biblischen Texte sind die der Itala, nach der ersten Hauptzeile bei Jülicher-Matzkow-Aland (Itala. Das Neue Testament in altlateinischer Überlieferung). Juvencus folgt hier nicht Matthaeus, der ein Seebeben anzunehmen scheint (σεισμός), sondern den anderen beiden Synoptikern, die von einem Sturm sprechen. Vor allem die etwas fülligere Angabe bei Marcus 4,37 hat ihn angeregt. Ausgestaltet hat er sie mit Hilfe der Sturmschilderungen klassischer Poesie, besonders der vergilischen im ersten Buch der Aeneis (1,102–23). Den literarischen Bezügen ist Christine Ratkowsch nachgegangen: „Vergils Seesturm bei Juvencus und Sedulius“ (JbAC 29, 1986, 40–58). Die Verse 28 und 29 sind durch den Cantabrigiensis in doppelter Fassung überliefert, und zwar werden dort alle vier Verse im Haupttext geführt, die alternativen Versionen der einzelnen Zeilen jeweils hintereinander. Ratkowsch (43) gibt den Befund in C falsch wieder, was auf einem Mißverständnis der Mitteilung in Huemers Apparat (zu 29*) beruhen dürfte. Ich verweise auf die hier beigegebene Abbildung der betreffenden Seite des Codex (fol. 37^v). Von der Umarbeitung der Partie ist aber auch schon Vers 27 betroffen. Denn die finite Verbform *consurgit*, überliefert nur in C und in zwei anderen Handschriften (Hansson 76), ist nicht „vielleicht“, wie Hansson (76 Anm. 61) meint, sondern sicher die für die sogenannten „Plusverse“, d.h. für die Ersatzverse 28b und 29b, bestimmte Form, während der Infinitiv *consurgere*, den alle übrigen Handschriften haben, zweifellos zu den Versen 28a und 29a gehört. In diesem Punkte gibt C die Doppelfassung nicht vollständig wieder. Dagegen stehen die Varianten *instat/coepit*, die C contra metrum

hintereinander in einem Vers (29a) führt – die übrige Überlieferung ist gespalten (Hansson 76) –, mit dem Problem der ganzzeiligen Doppelfassung 28/29 nicht in unmittelbarem Zusammenhang. *Coepit* (*cepit*) bildet leicht durchschaubare Vereinfachung des gewählten *instat* (s. unten S. 227). Immerhin lenkt diese Variantfassung im Kleinen gewissermaßen auf den kritischen Punkt des Ganzen. Es lassen sich folgende Versionen scheiden:

Fassung a:

- 27 postquam altum tenuit puppis, **consurgere** in iras
 28a pontus et inmissis hinc inde **tumescere** ventis
 29a i n s t a t et ad caelum rabidos **subtollere** montes,
 30 et nunc mole ferit puppim, nunc turbine proram

Fassung b:

- 27 postquam altum tenuit puppis, **consurgit** in iras
 28b ventorum rabies mixtis hinc inde procellis,
 29b pontus et abruptos **tollit** trans sidera montis
 30 et nunc mole **ferit** puppim, nunc turbine proram

Das unterscheidende Merkmal der a-Fassung bietet die Konstruktion *instat* cum infinitivo, die in der b-Fassung aufgegeben ist. Von *instat* (29a) hängen die drei Infinitive *consurgere*, *tumescere*, *subtollere* ab: das Meer dräut, sich zu erheben, anzuschwellen, Wasserberge hoch aufzurichten. Die Kühnheit der Konstruktion liegt nicht eigentlich in der Grammatik. Für die Verbindung des Verbums *insto* mit dem Infinitiv gibt es Belege bei Lucrez, Vergil, Properz u.a., sogar bei Cicero (ThLL 7,1 s.v. *insto* [Johannes-Otto Kröner] 2002, Z. 62–76), und auch Juvenecus selbst gebraucht das Wort so (3,222): *poscere temptantes instant caelestia signa* (sc. *Pharisaei Sadducaei*que). Hansson (76 Anm. 59) verweist noch auf die gleiche Konstruktion von *adgredior* (4,2) und *insisto* (4,449 f.): *Ipse sacerdotum princeps urgere tacentem Insistit ... eqs.* (vgl. Kühner-Stegmann 1,669 über *insisto*, *insto*, *persto* c.inf.). Kühn oder doch auffallend ist in der Fassung a weniger die Wortwahl bzw. die Grammatik als die Wortstellung. *Instat* kommt spät und muß auf zwei Infinitive rückbezogen werden. Es ist ans Ende des mittleren Gliedes eines Trikolons gerückt: *consurgere in iras pontus – et inmissis hinc inde tumescere ventis i n s t a t – et ad caelum rabidos subtollere montes*. Das Hauptverbum wirkt so rückwärts wie vorwärts, auf das erste und zweite Glied wie auf das dritte. Diese Wortstellung beruht auf kunstvoller Ordnung. Subjekt und Praedikat treten an die Spitzen zweier aufeinanderfolgender Verse, sind jeweils durch Enjambement hervorgehoben und so verklammert: *Pontus ... Instat*. Die drei Infinitive *consurgere*, *tumescere*, *subtollere* nehmen fast dieselben Plätze im Vers ein: sie besitzen gleiche Silbenzahl, wenn auch nicht ganz gleiche Quantitäten; *consurgere* und *subtollere* kommen daher nach der Hephthemimeres zu stehen, *tumescere* nach der weiblichen Caesur im vierten Fuß. Aber der gesuchte Parallelismus macht sich deutlich bemerkbar. Ihm entspricht eine inhaltliche Steigerung. Hansson (76) gibt dem Autor zu wenig, wenn er nur „drei verschiedene Wendungen“ für die Wildheit

des Meeres erkennt, Ratkowitsch (44) spricht gar von „drei synonymen Wendungen“. Beabsichtigt ist aber, die drohende Gefahr in ihrer Entwicklung zu zeigen: die See macht Miene, sich zu Zorneswallungen zu erheben (1), infolge der überallher einfallenden Winde anzuschwellen (2) und die reißenden Wellenberge bis zum Himmel emporzutragen (3). Spätestens im dritten Gliede ist die Steigerung unverkennbar.

In der Fassung b wird die ganze Konstruktion mit *instat* aufgegeben. An die Stelle der Infinitive *consurgere* und *subtollere* treten die finiten Formen *consurgit* und *tollit*. Während in der Fassung a die füllige Ausdrucksweise *instat consurgere, tumescere, subtollere* etwas unvermittelt in die einfache Feststellung übergeht: *et nunc mole ferit ... eqs.* (30), ist die Schilderung in der anderen Version durch die gleichen Indikativformen *consurgit* (27b), *tollit* (29b), *ferit* (30) formal geglättet. Auf die dreifache Stufung *consurgere, tumescere, subtollere* (sc. *pontus instat*) wird verzichtet zugunsten einer Zweiteilung: *consurgit* (27b) erhält als Subjekt *ventorum rabies* (28b), *pontus* nimmt *tollit* zu sich (29b). Die Erregung des Unwetters erscheint somit auf Wind und Meer verteilt, die Wirkungen beider Elemente werden in zwei Hauptsätzen beigeordnet (vgl. 29b: *pontus et*), ohne daß ein Zusammenspiel der Kräfte wie in der a-Fassung (vgl. 28a) ausgedrückt würde.

Mit diesen Beobachtungen sollte der Fall schon entschieden sein. Zu deutlich offenbart sich in den b-Versen das Streben nach syntaktischer Vereinfachung, wie es für das Interpolationswesen typisch ist. Ausgelöst wurde es hier sicher durch *instat* und die kunstvolle Gruppierung der Infinitive, denn „auf nichts waren die antiken Recensoren ... eifriger bedacht als auf Glättung der Wortstellung, ein Großteil aller ihrer Metathesen dient diesem Ziel“ (Jachmann, *Ausgew. Schriften* 499; vgl. *Prudentiana* I 108 mit Anm. 19, ferner ebd. 521 und 750 s.v. Inversion). Hansson konnte sich den Tatsachen nicht ganz verschließen und bewertete immerhin „das etwas eigentümlich verwendete *instat*“ als starkes Indiz der Echtheit (76). Dennoch hielt er beide Versionen für authentisch, ja erklärte die ‚Plusverse‘ sogar für die verbesserte Fassung des Dichters (ebd.). Sein Urteil bedeutete eine Abkehr vom Ergebnis der früheren Kritik. Denn Theodor Poelmann führte die alternativen Verse am Rande seiner Ausgabe (Basel 1538), Faustinus Arévalo (Rom 1792) nahm sie nicht in den Text (vgl. PL 19,150 B), und die Editoren des neunzehnten Jahrhunderts, Marold und Huemer, verhielten sich ebenso. Auch Jan de Wit schloß sie aus, einzig Anton Knappitsch hatte sich – recht halbherzig – für die Möglichkeit der Verfasservariante ausgesprochen³. Trotzdem fand Hansson Zustimmung bei Reinhart Herzog, *Die Biblepik der lateinischen Spätantike*, Bd. 1 (München 1975), 151, und

³ Jan de Wit, *Ad Juvenci evangeliorum librum secundum commentarius exegeticus*, Diss. Groningen 1947, 20; Antonius Knappitsch, *Gai Uetti Aquilini Iuenci euangeliorum libri quattuor*. In sermonem Germanicum transtulit et enarrauit ... Jahresbericht des Fürstbischöflichen Gymnasiums Carolinum-Augustineum in Graz 1909/13, hier Schuljahr 1910/11, S. 8. Beider Urteil ruht nicht auf klarer Einsicht in die Verhältnisse. Knappitsch beruft sich auf Huemer, ob in diesem Fall zu Recht, bleibt fraglich.

auch Ratkowitsch ließ sich beeindrucken: sie verzichtet auf eine Entscheidung in der Echtheitsfrage (44). Hanssons Votum zugunsten der b-Fassung erklärt sich aus der Anwendung seines Grundsatzes, daß Übereinstimmungen mit dem Sprachgebrauch des Autors als Zeugnisse für die Authentizität zu gelten hätten (s. Prudentiana I 181). Der Grundsatz ist falsch, und seine nachteiligen Folgen zeigen sich bei Hansson auf Schritt und Tritt. Die Redaktoren kennen ihren Autor oft recht gut, passen sich dem bearbeiteten Text an, übernehmen formale Elemente auch aus entfernten Werkteilen, ja nähen oft lauter gestohlene Flicker zusammen, um sich ihre Arbeit zu erleichtern (vgl. Prudentiana I 748 s.v. „Flickverse“). Auch in den b-Zeilen fällt die Konzentration doppelt verwendeten Materials auf, vgl. 3,230: *ventorum rabiem* (Versanfang), 1,495 (2,222): *trans sidera* (gleiche Versstelle), 3,318: *abruptum ... montem*. Nimmt man noch die Gemeinsamkeiten mit V. 28a hinzu, ergibt sich der Eindruck rechter Flickerpoesie:

28b *ventorum rabies mixtis hinc inde procellis*

29b *pontus et abruptos tollit trans sidera montis.*

Allerdings begegnet ein ‚Selbstzitat‘ auch bei Juvencus in der unmittelbaren Umgebung: *consurgere in iras* (2,27 = 1,499 = Val. Flacc. 1,673, vermerkt bei Huemer im Similienapparat), und im echten Vers 28a macht sich eine Wortwiederholung bemerkbar [s. unten S. 225]). Der centonenhafte Charakter des Interpolaments allein bildet daher hier kein hinreichendes Kriterium. Entscheidend fällt aber ins Gewicht, daß in den b-Versen einer der Flicker nicht paßt, und zwar gerade derjenige nicht, den Hansson zum besonderen Beweisstück für die Echtheit erhebt. Er schreibt (76): „Auf Herkunft von Juvencus (deutet) ... besonders der hyperbolische Ausdruck *trans sidera* (statt *ad sidera*, wie in dem nachgeahmten Vergil-Passus Aen. I 102 ff.), welcher auch in I 495 und II 222 vorkommt“ (Sperrung von mir). Ja, er kommt auch dort vor, aber in anderem Sinne! Hansson zieht die drei Belege für *trans sidera* in unzulässiger Weise zusammen. An den beiden zuletzt genannten Stellen wird der Ausdruck nicht hyperbolisch gebraucht; eine Hyperbel bildet er nur hier in Vers 1,29b – und zwar eine mißglückte.

Beim echten Juvencus (1,29a) hebt das sturmgepeitschte Meer die Wellenberge „bis zum Himmel“ (*ad caelum*), und nichts anderes ist in seiner Vorlage gemeint, eben im ersten Aeneisbuch, wo (1,103) eine Windbö die Fluten „bis zu den Sternen“ hebt (*ad sidera*). Vergil hat das Motiv noch zweimal variierend wiederaufgenommen. Der Strudel der Charybdis (Aen. 3,421 f.) saugt die Fluten jäh in die Tiefe, richtet sie dann wieder steil auf „in die Lüfte“ (*sub auras*) und peitscht mit der Woge die Sterne (*sidera verberat unda*). Infolgedessen wurden Aeneas und seine Gefährten auf dem Wellenkamm „zum Himmel“ (*in caelum*) emporgetragen (3,564), sanken dann (565) bis in die tiefste Unterwelt (*ad Manes imos*), sahen dreimal die Sterne tropfnaß vom Schaum: *rorantia vidimus astra* (567). Solches Erlebnis dient auch zum Vergleich: die Feindseligkeiten zwischen den latinischen Bauern und den Trojanern nehmen zu, ähnlich dem Meer, das sich allmählich hebt, dann vom untersten Grunde aufsteigt *ad aethera* (7,529 f.). So war es auch, als

Ceyx umkam (Ov. met. 11,497 f.): das Meer richtet sich empor, scheint den Himmel zu erreichen (*caelum aequare*) und die Wolken mit der Gischt zu berühren (*aspergine tangere nubes*); man hätte glauben können (ibid. 517 f.), der ganze Himmel steige ins Meer hinab, das Meer gehe hoch „bis in die Regionen des Himmels“ (*inque plagas caeli*). Der Dichter selbst, auf der Fahrt ins Exil in Seenot geraten, jammert (Ov. trist. 1,2,19–22): „Weh! welch riesige Wellenberge rollen heran! Jeden Augenblick meint man, sie schlugen an die höchsten Sterne (*iam iam tacturos sidera summa putes*, sc. *montes aquarum*)! Jeden Augenblick meint man, sie reichten bis in den schwarzen Tartaros hinab!“ (Georg Luck, P. Ovidius Naso, Tristia, Bd. 1, Heidelberg 1967, 35 f.) – mit der Klage verbindet sich die deutliche Reminiszenz an Vergil. Manilius (5,603 f.) läßt das Seeungeheuer, mit dem Perseus kämpft, so schnauben, daß es das Meer „bis zum Himmel“ bläst (*ecflat* [sc. *belua*] *et in caelum pelagus*) und Tropfen „bis zu den Sternen“ ausstößt (*pontumque extillat* [v.l. *extollit*] *in astra*). Auch im Sturm, der den von Troja heimkehrenden Griechen zum Verhängnis wird, hebt sich das Meer „bis zu den Sternen“: *in astra pontus tollitur, caelum perit* (Sen. Ag. 471). Ähnliches spielte sich ab, als das von Poseidon gesandte Ungeheuer auftauchte. Hippolytos fuhr mit seinem Gespann daher, *cum subito vastum tonuit ex alto mare Crevitque in astra* (Sen. Phaedr. 1007 f.). Caesar, seinem Glück vertrauend, geriet auf kleinem Nachen in ein Seegewitter: die Wassermassen wären „bis zu den Sternen“ gestiegen (*tanta maris moles crevisset in astra*), hätte nicht Juppiter mit den Wolken die Wogen niedergezwungen (Lucan. 5,625 f.). Und bei Statius (Theb. 5,368–70) hat die Argo vor Lemnos einen Sturm solcher Gewalt zu bestehen, daß der gekrümmte Rücken des Meeres schon den Sternen nahe ist, bevor sich die Woge bricht (*arquato iam iam prope sidera dorso Frangitur*, sc. *aequor*).

Das Motiv gehört also fest zur *poetica tempestas*. Aber so verschieden auch die Zusammenhänge sind, immer reichen die Meereswogen nur *ad caelum, in caelum, ad sidera, in astra* usw., nie gehen sie darüber hinaus. So sehr auch die Autoren um Variation und Steigerung des Ausdrucks bemüht sind, nie überschreiten sie in der Sache das Maß, das Vergil gesetzt hat. Und das ist nicht zufällig so, hier wirkt auch nicht bloß die normierende Kraft des Topos, hier herrscht vielmehr das Gesetz der Anschauung. Jenseits der Sterne gibt es nichts mehr, was Anschauung erzeugt. Nach unten, das Wellental hinab, mag es bis in den Tartarus gehen, oder es mag den Anschein haben, als reiche der Schlund so tief, weil sich damit die Vorstellung unergründlichen Dunkels verbindet, aber nach oben bilden Himmel und Sterne die äußerste Grenze des Blickfeldes sowie jeder bildhaften Vorstellung. Die Gestirne können von den Wogen erreicht, geschlagen und befeuchtet werden, ja das Meer kann den Himmel zudecken, aber was über Wolken, Himmel und Sterne hinausreicht, verläßt den Bereich sinnlicher Wahrnehmung. Das gilt übrigens für das Feuer ebenso wie für das Wasser. Darum „leckt“ der Aetna die Sterne nur: *attollitque globos flamarum et sidera lambit* (Verg. Aen. 3,574), die Flammen schlagen nicht etwa über die Sterne hinaus. Und darum ist der Ausdruck *trans sidera* in der

Sturmschilderung des Pseudo-Juvenecus keine dichterische Übertreibung, sondern eine interpolatorische Entgleisung. Wolf-Hartmut Friedrich sagte mit Bezug auf das „Epische Unwetter“ (Festschrift Bruno Snell, München 1956, 77–87), die „natürliche Natur“ Homers müsse aus dem Auge verlieren, wer sich in „die artifizielle“ der Römer einleben wolle (ebd. 87). Gewiß, aber auch die artifizielle Natur bleibt Natur, auch sie hat ihre Grenzen.

Ratkowitsch hat sich vergeblich bemüht, den Ausdruck mit Sinn zu füllen: hinzugefügt werde dadurch, sagt sie, als „viertes Element“ der Äther, gemeint sei die „Mischung des Wassers mit dem Äther“, so werde „die Harmonie der Elemente völlig zerstört“ (44). Aber vom Äther, von den Elementen, von Harmonie und Mischung ist im Text nicht die Rede. Im übrigen brauchten die Wellenberge nicht *trans sidera* emporzuschlagen, damit die angenommene Wirkung: die Mischung von Wasser und Äther, eintrete; es genügte, wenn sie sich, wie gewöhnlich im poetischen Unwetter, erhöhen *ad sidera*, da doch *in aethere ... astra volvuntur* (Cic. nat. 2,117), was auch Juvenecus weiß (vgl. praef. 14: *aethera sidereum*). Doch wer im Seesturm um sein Leben bangt, hat nicht die stoische Physik im Kopf, und höchst ungeschickt wäre es, wollte sie ein Dichter bei solcher Gelegenheit in Erinnerung bringen. Zwar heißt es beim späten Musaios tatsächlich: αἰθέρι μίσητο πόντος (Musaei. 315), aber „αἰθέρι sagt Musaios ohne Anspruch auf semasiologische Differenzierung oder gar Steigerung“ (Karlheinz Kost, Musaios, Hero und Leander, Bonn 1971= Abhandlungen zur Kunst-, Musik- und Literaturwissenschaft 88, 520 f. zu V. 315). Er meint dasselbe wie sein Vorbild, der kaiserzeitliche Dichter Dionysius, in seiner Gigantias: μίσητο δ' ἠέρι πόντος (Dion. Gig. frg. 16,16 p. 70 bei Ernst Heitsch, Die griechischen Dichterfragmente der römischen Kaiserzeit, Göttingen 1961 = AbhGöttingen, Philol.-hist. Kl., 3. Folge, Nr. 49). Nichts anderes als Seneca Ag. 473 f.: (*caligo*) *fretum caelumque miscet*. Und auch der Vergilleser denkt nicht an den Äther im engeren, physikalischen Sinne, wenn er vernimmt: (*mare*) *imo consurgit ad aethera fundo* (Aen. 7,530) – was Ti. Donat paraphrasiert: *usque ad astra pertendit* (2,20, Z. 17 Georgii).

Blickt man auf die Parallelen für *trans sidera* bei Juvenecus, erkennt man so gleich den Unterschied zwischen Echt und Unecht. „Wer darum eines von diesen Geboten, und sei es das geringste, aufhebt und so die Menschen lehrt, wird im Himmelreiche (*in regno caelorum*) der Geringste heißen. Wer sie aber hält und halten lehrt, wird groß heißen im Himmelreiche (*in regno caelorum*)“: Mt. 5,19. In den Hexametern des Bibeldichters lauten die Herrenworte (Juvenc. 1,490–95):

- 490 si quis enim minimam mandati solvere partem
 ausus erit pariterque homines audendo docebit,
 hic minimi nomen caelesti in sede tenebit.
 at quicumque operis proprii moderamine servans
 inviolata simul tradet praecepta priorum
 495 magnus erit magnique feret *trans sidera* nomen.

Der Ausdruck *trans sidera (feret)* variiert bei Juvencus die Junktur *caelesti in sede* (492), der wiederum der Angabe *in regno caelorum* bei Matthaues entspricht. Gemeint ist das Reich, das die sichtbare Welt, die gesamte Schöpfung übersteigt. Nichts Irdisches, sondern ein Reich, das sich irdischer Schau entzieht. *Trans sidera (nomen ferre)* bezeichnet dichterisch die Transzendenz. Ebenso an der zweiten Stelle. Wie Moses die Schlange in der Wüste erhöhte, so muß auch der Menschensohn erhöht werden, *ut omnīs, qui credit in eum, non pereat, sed habeat vitam aeternam* (Joh. 3,15). Bei Juvencus heißt das (2,220–24):

220 ut, quicumque fidem mentis penetralibus altis
illius ad nomen statuit, sub turbine saeculi
proculcet pedibus letum et **trans sidera** surgens
sublimis capiat donum inviolabile vitae.

Das ewige Leben, das der Herr im Evangelium verheißt, ist ein jenseitiges: scharf setzt Juvencus die Wendungen *sub turbine saeculi* (221) und *trans sidera surgens* (222) gegeneinander. Er erweitert den Grundtext bedeutend: aus dem Ewigen Leben wird das „unverletzliche Geschenk des Lebens in der Höhe (*sublimis ... vitae*, 223)“, zu dem man emporsteigt „über die Sterne hinaus“. Huemer (im Index p. 172 s.v.) zieht *sublimis* zum Verbum: *sublimis capiat*. Doch so wäre das Adjektiv überflüssig, während *vitae* ein Attribut verlangt. Die Wortstellung: Adjektiv am Versanfang, Substantiv am Versende, ist typisch, und *sublimis* bietet in der Verbindung mit *vita* keinen Anstoß, vgl. etwa *caeli regnum sublime* (1,455. 756), *regni sublimis in aula* (4,34), *caeli sublimis in axe* (3,591), *sublimi in vertice*, i.e. *in caelo* (3,543), *sublimia dona* (3,599), *sublimi ... sub iudice* (1,515). Dort, wo nicht die Bewegung erfaßt wird (*ferre, surgere trans sidera*), sondern der Ort, steht in gleichen Junktur *super (supra)*. „Seht zu, daß ihr keines von diesen Kleinen verachtet! Denn ich sage euch, *quia angeli eorum in caelis semper vident faciem patris mei, qui in caelis est*“ (Mt. 18,10). Bei Juvencus (3,408 f.):

408 horum custodes **caelesti in sede** tuentur
althroni vultum genitoris **sidera supra**.

Und die Aufforderung, durch die enge Pforte einzutreten (Mt. 7,13: *intrate per angustam portam*), erweitert der Dichter um einen entsprechenden Zusatz (1,679):

679 ite per angustam, iusti, **super aethera** portam,

wo die geschlossene Stellung anzeigt, daß der Praepositionalausdruck *super aethera* (v.l. *super sidera, supra sidera*, vgl. Hansson 88) zu *portam* zu ziehen ist. Beim echten Juvencus gehen also die Ausdrücke *trans sidera, supra sidera, super aethera* auf das Transzendente, die Meereswogen läßt er nur *ad caelum* gelangen, wie das der poetischen Tradition entspricht; der falsche Juvencus mißbraucht die Junktur *trans sidera* als Hyperbel – weil er entweder unachtsam gestückelt hat oder aber den Autor gleichsam überschreien wollte; denn zu den Kennzeichen interpolatorischer Arbeit gehört auch die Übertreibungssucht (s. Prudentiana I 755 s.v.). Sollte er übrigens sein Wortmaterial nicht nur aus Juvencus bezogen, sondern auch,

wie Ratkowsitch (45) annimmt, an Ovid met. 1,153 gedacht haben: (*struxisse*) *ad sidera montes* (Versschluß), so wäre der Mißgriff bei Wahl der Präposition nur noch auffallender.

Nach Hansson sollen ja aber die b-Verse nicht nur echt sein, sie sollen sogar von den zwei gleichermaßen echten Fassungen die spätere, vom Dichter selbst verbesserte darstellen. Seine These beruht auf stilistischen Beobachtungen, deren Beweiskraft gleich null ist. Zum Teil sind sie schon durch das, was vorhin (S. 220) über den unterschiedlichen Satzbau beider Fassungen gesagt wurde, zurückgewiesen. Nur ein Moment verdient zusätzliche Aufmerksamkeit. Die Wendung: *immissis ... tumescere ventis* (V. 28a) erzeugt eine Wortwiederholung gegenüber V. 25 f.: *ventoque inflata tumescunt Vela suo*. In der b-Version verschwindet sie. Aber dieser Befund, der bei einem anderen Autor, bei Prudentius etwa, in echtheitskritischen Fragen durchaus sein Gewicht hätte (vgl. Prudentiana I 82 f. 379. 497 f. 503 f. 510. 756 s.v. Wortwiederholungen), hat bei Juvencus gar nichts zu bedeuten. Merkwürdigerweise spricht das Hansson andernorts selbst aus. Aus Anlaß der Wiederholung *partum* (Acc.: „Kind“) und *partus* (Gen.: „Geburt“) in 1,105 bzw. 107 stellt er fest (93 f.): „Es ist zweifelhaft, ob Juvencus auf Wiederholungen wie die von *partus* mit einem Zwischenraum von nur einem Vers viel Rücksicht genommen hat“. Gleichwohl hält er auch dort (1,105) die Variante *f(o)etum* für eine Verbesserung des Autors (dazu Prudentiana I 497 Anm. 3). In Wahrheit freilich dürfte es keinen zweiten lateinischen Dichter geben, der Wortwiederholungen gegenüber so unempfindlich ist bzw. sie so sehr liebt wie Juvencus. Sie bilden ein auffälliges Stilmerkmal seines Werks. Teils sind sie sachlich begründet oder rhetorisch; sie dienen der Ausdrucksverstärkung, der Betonung gewisser Leitwörter oder der Nachahmung biblischer Sprache. Teils lassen sie aber auch eine besondere Absicht nicht erkennen.

Wer etwa in einem Vers liest – ich greife fast willkürlich zu –: *has dominus prohibet voces factumque probavit* (4,416) und im nächsten: *desinite obsequio iustam prohibere puellam* (417), in einem: *discipulique escas mercantes moenibus urbis* (2,248), im übernächsten: *moenibus egrediens Samarita femina venit* (250), in einem: *tum talia fatur Iesus* (3,185), im übernächsten: *tum talia femina fatur* (187), zu Beginn des einen: *respiciunt comites ...* (3,323), zu Anfang des übernächsten: *respice ...* (325); wer Wortfolgen an sich vorüberziehen läßt wie: *... sancto depromit pectore vocem* (4,348), *... fidem vivo sub pectore sumet* (352), *istaec si credis puro de pectore, Martha* (354), oder wie 2,82–85: *Hoc dictum scribae mentis per operta malignae Carpebant, quod verba Dei virtute ferenda Protulerat. Christus sed pectora talia cernens: ‚Hoc‘, inquit, ‚verbum scribarum dicta retractant ...‘* eqs., der muß es sich abgewöhnen, an solchen Iterationen Anstoß zu nehmen. Auch daß dieselben Wörter kurz hintereinander zum Ausdruck verschiedener Sachverhalte gebraucht werden – wie in unserem Fall *vento*

(*ventis*) *tumescere* erst auf das windgeblähte Segel geht, dann auf den hohen Seegang –, ist nicht ungewöhnlich. Dem schon genannten Beispiel wiederholten Gebrauchs von *partus* lassen sich ähnliche zur Seite stellen: *ad quicumque operis proprii modera mina servans* (1,493) ... *audistis veteris iussum modera mine legis* (496); *haec docuit patriamque redit servator in urbem* (3,17) ... *virtutes patrias* (i.e. *Dei Patris*) *simul insinuando docebat* (20); *et famam accendunt populosque ad litora cogunt* (2,71: „ziehen zusammen“) ... *credere cementum populorum turba coacta est* (73: „sah sich gezwungen“); *consurgunt* (3,343: *Petrus, Iacobus, Ioannes*) ... *Christique dehinc consurgere lucem* (346: metaph.). Bei alledem bleibt aber zu beachten, daß Juvenecus das Gesetz kunstgemäßer Variation des Ausdrucks durchaus kennt und befolgt. Seine Sturmschilderung zeigt beides: den Wechsel in der Wahl der Wörter, etwa der Wörter für „Schiff“ (25: *navem*, 26: *carina*, 27: *puppis*, synekdochisch; 30 und wohl auch 33 *proprie* „Heck“) oder für Meer bzw. Wasser (26: *fluctu*, 27: *altum*, 28: *pontus*, 32: *fluctus*, 35: *ponti*, 38: *aequora*, 41: *freta*), aber eben auch jene Wiederholung. Ein Echtheitskriterium jedoch ist die Wortwiederholung weder im positiven noch im negativen Sinne (vgl. oben S. 221). Der Stil des Juvenecus müßte nach dieser Richtung hin genauer durchleuchtet werden. Manfred Fliieger (Taufe und Versuchung Jesu in den Evangeliorum libri quattuor des Bibeldichters Juvenecus, Stuttgart 1994 = Beiträge zur Altertumskunde 50, 200–02) erörtert gewisse Leitmotive; aber nicht alle Wiederholungen seiner Perikopen lassen sich dieser Gruppe zuordnen.

Die Coexistenz der Doppelfassungen in C führt uns, wenn auch in trümmerhaftem Zustande, die Anlage einer kritischen Ausgabe der Spätantike vor Augen und beweist die Richtigkeit der Erkenntnis Jachmanns, daß sich „Handschriften mit Parallelfassungen von irgend nennenswerter Anzahl und Ausdehnung ... eben dadurch untrüglich als Abkömmlinge antiker wissenschaftlicher Textrecensionen (erweisen)“ (Jachmann, *Ausgew. Schriften* 382). Jeder der beiden Dublettenverse wird neben dem jeweils echten Vers geführt, wie auch sonst in C, ja es gibt den Fall, daß in dreifachem Wechsel Echt und Unecht aufeinanderfolgen (WS 114, 2001, 500–11). Solche Reihenfolge deutet auf bewußte Organisation des Materials (vgl. *Prudentiana* I 184 Anm. 54). Und was für die Versinterpolationen gilt, das gilt ebenso für die „lectiones duplices“, d.h. für die Varianten einzelner Wörter. Hansson (86–93) legt eine, allerdings unvollständige, Liste vor. C führt eine beträchtliche Zahl davon hintereinander im Haupttext, insgesamt 45 (nach Hansson). Meist besteht die Variante aus einem einzigen Wort: 1,16 *propitius dimissum*, 430 *fratres geminos*, 573 *pulchra iusta*, 590 *in uertice in culmine*, 593 *alma ampla, recludat patescat*, 642 *fulgent florent*, 643 *labores ligones*, 652 *current surgent*, 679 *super sidera aethera*, 710 *aruerunt domuerunt*, 728 *fixa magna*, 738 *lurida libida*; 2,5 *scelerata furibunda*, 11 *multisonum uelibolum*, 21 *uoluntas potestas*, 29 *instat coepit*, 46 *immunda horrenda*, 49 *fortia ferrea, ferri membris*, 50 *sparges graues*, 103 *surgere uisere*, 112 *maligna nocendi*, 120 *manifesta terraeque*,

182 *signis rebus*, 353 *clausa saeua*, 372 *patescat notetur*, 373 *fessis tritis*, 415 *propere maior*, 430 *expeccata delicta*, 454 *terrae uitae*, 455 *dehorridior deterior*, 459 *puras dulces*, 462 *tyrannis catenis*, 464 *linquite ponite*, 519 *lurida lucida*, 532 *sanctas solus*, 576 *dimoueat profanent*, 612 *diuulsio diuisio*; 3,106 *mente uoce*. Einige Male umfaßt die Doppellesung zwei Wörter: 2,355 *uiresque ministrat uirtutis honore*, 434 *doctrina frequentat uestigia calcant*, 620 *uertice belli fronte duelli*; 3,279 *ualidumque in marmore saxique in robore*, in zwei Fällen sind es drei Wörter: 2,442 *rabies uanissima uincat subigat scelerata cupido*, 492 *laqueos facile decidere laeto incurrere nostros* (verderbt). Hier zeigt sich der Übergang zur ganzzeiligen Interpolation besonders deutlich. Denn natürlich handelt es sich auch bei den „lectiones variae“ durchweg um interpolierte Ersatzversionen, nicht etwa um Glossen. Das folgt schon daraus, daß sie allesamt (von sekundären Verderbnissen abgesehen) prosodisch bzw. metrisch gleichwertige Lösungen bieten. Manche weichen außerdem im Inhalt stark ab, kommen also als Glossen gar nicht in Frage. Die ganze Liste bedarf erneuter Durcharbeitung. Hansson bespricht einige der Varianten (93–106), aber seine Ergebnisse sind beeinflusst durch die falsche Prämisse der authentischen Doppelfassung, die er anhand der Versdubletten entwickelte. Auch *coepit* statt *instat* in V. 29a dürfte als Interpolament aufzufassen sein. Hansson führt den Fall in seiner Liste nicht auf und hält *coepit* für „ein Glossem zu *instat*“ (76 Anm. 59). Das könnte es, für sich betrachtet, auch sein, aber die Tatsache, daß im Cantabrigiensis wieder beide Wörter hintereinander im Vers erscheinen, legt es zwingend nahe, auch diese Variante der Gruppe der *lectiones duplices*, d.h. dem Variantenbestand der antiken Ausgabe, zuzuordnen. Auch *coepit* für *instat* ist ein Versuch der Vereinfachung. Aber diese Maßnahme beseitigt nur das gewählte Wort *instat*, nicht die ungewöhnliche Wortstellung, wurde also als unzureichend angesehen. Erst die drei Verse umfassende μεταγραφὴ brachte das erwünschte Ergebnis. Die Wort- und die Versinterpolation stellen zwei verschiedene Versuche dar, mit derselben Schwierigkeit fertig zu werden.

Ist die Existenz einer kritischen Ausgabe der Antike für Juvencus gesichert, wird man sie dem Prudentius nicht absprechen dürfen. Und ist sie für Juvencus und Prudentius zugegeben, hat solches Zugeständnis weitreichende Folgen für die Frühgeschichte auch der Klassikertexte. Mit einem Mal rückt wieder Jachmanns Forschung ins Blickfeld, der überzeugt war, „dass so ziemlich alle namhaften Schriftsteller kritischer Textrecensionen teilhaft geworden sind, und zwar nicht bloss in der früheren, der sogenannten guten, sondern auch weiter in später Zeit ...“ (Ausgew. Schriften 217).